

Umschau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **1 (1906-1907)**

Heft 8

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Umschau

Große Bewegungen — kleine Leute. Überall, wo neue große Bewegungen auf kulturellem Gebiet ins Leben treten, wo der Menscheng Geist in kühnen Neuerern und Drängern sich auflehnt gegen die Gleichgültigkeit und Gleichförmigkeit einer verflachten und ins Schablonenhafte geratenen Kultur, überall, wo neue Wege und Ziele gesucht werden, um vielleicht dem Leben einige neue Werte zu verleihen, lassen sich gewisse Kategorien von Persönlichkeiten unterscheiden, die in diesen Bewegungen die charakteristischen Elemente bilden.

Am schärfsten und bestimmtesten treten wohl die Führer heraus, diejenigen Persönlichkeiten, die den ersten Impuls zu der Bewegung gaben, die mit dem Schwert in der Faust und der Fahne in der Hand in der ersten Reihe stehen, um für ihre Ideen und Überzeugungen zu kämpfen und sie vor der Öffentlichkeit zu vertreten. Es sind meistens Leute, die ihr Ziel fest ins Auge gefaßt haben, die den Willen und die Kraft zur Macht besitzen, die das, was sie wollen ganz wollen und es daher in der Regel auch erreichen.

Hinter ihnen kommt die große Schar der Mitgänger, die Schar derer, die mit den Ansichten der Führer einig gehen, die die gleichen Ziele haben wie sie, die aber weder Zeit noch Lust, vielfach wohl auch nicht die nötige Kraft und den nötigen Mut besitzen, um öffentlich dafür einzustehen. Sie gehen mit als stille Helfer und sind in ihrer Gesamtheit von großer Wichtigkeit, denn in der Zahl liegt die Macht und die Wirkung.

Dann ist aber noch eine dritte Gruppe von Leuten zu unterscheiden. Sie charakterisieren sich namentlich durch einen stark entwickelten Ehrgeiz, sie möchten gerne

genannt sein in der Öffentlichkeit, aber ihr Wollen steht in keinem Verhältnis zu ihrem Können, die zielbewußte Energie und geistige Überlegenheit der Führer geht ihnen ab. Da sie nun das Zeug nicht haben, um den großen Gedanken zum Siege zu verhelfen, versuchen sie es mit den kleinen aus einem gewissen Instinkt heraus, daß das Publikum, wenn einmal etwas im Zuge oder sogar in der Mode ist, nicht mehr so genau unterscheidet zwischen groß und klein. So treten sie mit großem Pathos und vielem Geräusch mit ihren kleinen Sachen und Säckelchen hervor, tun, als ob davon das Wohl und Wehe der ganzen Welt abhinge und versuchen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

An diese zuletzt erwähnten Leute mußten wir denken, als jüngst in allen Zeitungen zu lesen stand, eine Dame mit dem Namen Julie-Elise de la Maison d'Enbas habe die Absicht, im Interesse des Heimatschutzes, dessen Mitglied sie sei, vom 15. November an in einem der oberhalb Vevey oder Montreux das ganze Jahr geöffneten Gasthöfe einen Kurs für Spinnen mit dem Spinnrad zu erteilen.

Die betreffende Dame mag ja in ganz ehrlicher Absicht handeln, aber was sie da will, ist nichts als eine Spielerei und wird der Heimatschutzbewegung nicht zum Nutzen gereichen, wohl aber zum Schaden. Wenn man so etwas will, so muß die Sache doch zum wenigsten auch einen Sinn haben. Das Spinnen von Hand aber hat sich überlebt. Mögen ältere Leute diese Handgespinste auch noch so sehr loben, die heutige Welt ist viel zu praktisch, als daß sie Zeit und Geld an etwas wendet, das sie auf andere Weise

viel schneller und billiger haben kann. Die ganze Geschichte hat also weder einen Sinn noch irgend eine Aussicht auf Erfolg, und man könnte ruhig darüber hinweggehen, wenn ihr nicht leider noch eine tiefere Bedeutung zugrunde läge. Die Heimatschutzbewegung ist ja bei uns in einem erfreulichen Wachstum begriffen und die Mitgliederzahl der Vereinigung nimmt beständig zu. Was will diese Zahl aber besagen gegenüber der ungeheuren Menge der Indifferenten und namentlich gegen jene große Zahl von Leuten, die ihr aus geschäftlichen oder persönlichen Gründen direkt gegenüber stehen. Solche Spielereien aber müssen die Bewegung in den Augen der Indifferenten geradezu lächerlich machen und sie davon abschrecken, müssen in den Händen der Gegner zu einem Mittel werden, um zu beweisen, daß man es hier lediglich mit einem Häuflein überspannter Idealisten zu tun habe. Deshalb ist es notwendig, daß man sich gegen so etwas verwahrt, denn sonst kommt zuletzt noch jemand und will, im Interesse des Heimatschutzes, einen Kurs geben im Henken und Kopfabschlagen, weil dies ja in früherer Zeit auch so Sitte gewesen sei.

F. O. Sch.

Paragraphiertes Murren zum Vortragswesen. § 1. Die Buchdruckerkunst ist von Johannes Gutenberg nicht dazu erfunden worden, daß alles, was gedruckt werden soll, unbedingt zunächst in Vortragsform an den Mann gebracht werden müßte. § 2. Hörendes Ohr ist nicht lesendes Auge, und nicht alles, was mit Gewinn gelesen werden kann, kann auch mit wirklichem Gewinn angehört werden. Für Dinge der Gelehrsamkeit gilt das erst recht. § 3. Es wird zu wenig Gutes und das Gute wird zu wenig innig gelesen. Vorträge aber werden eher zuviel als zuwenig gehalten. Es ist daher nicht unmöglich, daß Du Deinerseits durch das Unterlassen von Vorträgen ein entschiedenes Verdienst erwürdest. § 4. Manuskripte herunterlesen ist eigentlich nicht vortragen, wenn das auch niemand zu merken scheint oder doch jedermann über

den Unterschied hinwegsieht. § 5. Das Mindeste was Du von diesen Ablefern verlangen darfst, ist eine Tönung persönlichen Anteils an ihrer Sache. Wer unter ihnen die mißliche Eigenschaft hat, so vorzulesen, als ob ihn die ganze Geschichte nichts angehe, den laß auch Dich selbst nichts angehen. Mußt Du ihn anhören, weil Du am Ende über ihn zu referieren hast, so nimm den Ausdruck meines tiefgefühlten Beileids entgegen. § 6. Auch wenn einer bloß so spricht, daß man ihn nicht versteht, ist er eigentlich als Vortragender, genau genommen, nicht so recht am Platze. Laß Dich in diesem Gefühl durch kein Ansehen irre machen. § 7. Gescheiten Leuten liegt die Absicht durchaus fern, einen Gegenstand in Vortragsspanne erschöpfend zu behandeln; also willst natürlich auch Du dies nicht. Denn wer auf alle Fälle nicht erschöpft sein sollte, das ist Dein Hörer. Den willst Du für seinen guten Willen nicht bestrafen. Es ist Tatsache, daß Vorträge zu lang sein können. § 8. Zu kurz sind sie selten und man nimmt ihnen diese Eigenschaft nie auf die Länge übel. Diejenigen Vorträge die gar nicht gehalten werden, rechnen wir ohne weiteres zu den ausgezeichneten. § 9. Auch der gut Vortragende hat keine Ursache, auf den klugen Plauderer niederzusehen. Es gibt nichts Feineres als das Anspruchslose. § 10. Der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird. Du aber, liebes Vortrags-Publikum, Sorge dafür, daß das alte Philosophenwort von dem Maßhalten als der größten Weisheit in allen Dingen auch für unser Vortragswesen in Erinnerung komme. Denn es ist annoch ein weises Wort.

F.

Stadttheater in Zürich. Schauspiel. Die dritte Aufführung im Ibsen-Zyklus brachte einen entschiedenen Erfolg. Gespielt wurde die „Komödie der Liebe“, und zwar im Pfautheater, das sich wieder einmal für dergleichen Vorstellungen auf das Wort in erster Linie gestellter Stücke als ein vortrefflicher Raum erwiesen hat, weit vorzuziehen dem großen Stadttheaterinterieur. Wenn in einem Schauspiel wie

dieser „Komödie“ nicht jedes Wort mit Leichtigkeit verständlich wird, dann ist die Wirkung von vornherein kompromittiert. In der „Komödie der Liebe“ hat der im Anfang der dreißiger Jahre stehende Ibsen seinem Geist geradezu einen Festtag gegönnt. Man möchte behaupten: so geistreich — im Sinne von Esprit — ist Ibsen in keinem andern Drama. Das ist ein wahres Feuerwerk, was da von Anfang bis zum Schluß niederprasselt und den Hörer fast verwirrt; denn diese Verse, die dem Dichter mühelos zugeströmt zu sein scheinen, umschließen eine Dialektik so kühn und so schwertscharf und so über-raschend, daß man sich nirgends dem bloßen Wort- und Reimspiel leicht genießend hingeben kann, sondern beständig den Worten nach ihrer Logik und Psychologie auf die Finger sehen muß. Gerade darin aber beruht die feine geistige Anregung, die von dieser „Komödie“ ausgeht. Ein junger Chemann hat dieses Stück geschrieben, und in einem Briefe hat er viele Jahre später erzählt, daß, während alles über ihn herfiel, als auf Silvester 1862 das Stück in einer Zeitschrift erschien, seine Frau die einzige gewesen sei, die das Drama verstanden und gebilligt habe. Das zeugt für die geistige Freiheit und Unbefangenheit dieser Frau; denn vergesse man nicht: die bösen Zungen mußten ins Klappern geraten, als Ibsen mit diesem Stück heraustrat, das letzten Ends die Liebe als tiefe, hinreißende Leidenschaft aus dem Begriff der Ehe als inkompatibel wegweist und wohl ihre inspirierende, vertiefende, erhebende Kraft zugibt, nicht aber ihre Zuverlässigkeit und Wünschbarkeit als ausschließliche Basis der Ehe. Wie diese Kezerei dramatisch herausentwickelt und entfaltet wird, verdient hohes Lob. Was von satirisch-komischen Elementen in dieser These steckt, liegt auf der Hand. Auf das feige Philisterium und die selbstgerechte Moral wird förmlich Jagd gemacht, und das Lachen klingt spitz genug.

Man unterhielt sich vortrefflich bei dieser „Komödie“, und der Schluß, der

die Klugheit des welterfahrenen Mannes über die raschen Liebesentschlüsse des jungen enthusiastischen Paares den Sieg davon tragen läßt, ist ernst und nachdenklich genug, um eine Stimmung zu erzielen, die mit der der großen Charakter-Komödien Molières wohl verglichen werden darf. Das Tragische wird gestreift. Das Stück ist bisher einmal wiederholt worden, leider just an einem Dienstag mit großem Symphoniekonzert, so daß der Besuch recht spärlich war, während der Beifall eine durchaus echte Wärme aufwies.

Am Abend vorher war im großen Stadttheater ein elender Lustspiel-Schmarren von Karl Köhler „Das Lebensfest“ aufgeführt worden. Nach dieser Tortur wirkte Ibsen wie ein Stahlbad; aber, wie gesagt, die Repetition war so geschickt angelegt worden, daß im voraus ein schwacher Besuch garantiert war.

Im Pfauentheater fand ein zweiter sogenannter Abend moderner Autoren statt. Von den drei Stücken war das beste des Franzosen Courteline Einakter „Mimen siege“, eine famose Perfflage der lächerlichen (und traurigen) Selbsttäuschung abgetafelter Provinz-Komödianten voll sprudelnden Lebens. Dregers „Volksaufklärung“ ist eine breite und ziemlich massiv geratene dramatische Anweisung zur Verhütung allzu häufigen Nachwuchses (fehlte nur noch ein Zitat aus Forel), und in SALTENS, des Wieners, „Schönen Seelen“ gleiten wir in die Hautgout-Atmosphäre der Separées und sehen einen Zahlkellner als Werber um eine Demimondäne, in der er die besten Qualitäten findet für seine Gattin und Mitleiterin eines fashionablen Restaurants in der Nähe der Stadt. Die Kunden werden sich bei dem ausgedehnten Bekannntkreis beider reichlich finden. Diese zynische Lebensrechnung wird dramatisch mit behendem Wiener Geist demonstriert.

H. T.

— O p e r. Eine Oper, die schon beinahe durch die ganze Welt ihren Siegeszug gehalten hat, Puccinis „Bohème“, die zum ersten Male im Jahre 1897

in Turin aufgeführt wurde, ist nun auch in Zürich eingelehrt. Und mit ihr hat, während die übrigen Novitäten der letzten Jahre vom Publikum, in den meisten Fällen mit Recht, kühl aufgenommen wurden, unsere Opernbühne endlich ihr Zugstück gefunden. Der Beifall des allerdings stark mit italienischen Elementen durchsetzten Publikums war an der ersten Aufführung so stürmisch, wie wir es hier noch selten erlebt haben; zwei Stücke wurden da capo verlangt, und auch die Einheimischen waren, wenn sie schon gegen die allzu meridionalen Begeisterungsausbrüche der italienischen Besucher leise protestierten, vollständig gewonnen. Und die Zahl der für unsere Verhältnisse sehr rasch aufeinander folgenden Aufführungen beweist, daß der Erfolg nachhaltig und allgemein gewesen ist. Das Werk hat diese begeisterte Aufnahme vollständig verdient. Endlich wieder einmal eine neue Oper, in der Musik gemacht wird und ein Komponist, der sich natürlich geben kann, weil er etwas zu sagen hat. Statt der öden Rhetorik und des brutalen Pathos der meisten Wagnerepigonen eine frisch herausquellende, unmittelbar empfundene Musik und ein unererschöpflicher Reichtum an musikalischen Ideen. Dazu ein Text, der trotz bedeutender dramatischer Mängel für diesen Komponisten wie geschaffen war. An und für sich könnte man dem Libretto manches vorwerfen. Es fehlt eine einheitliche Handlung; zwischen den vier einzelnen geschlossenen Bildern, in die die Oper zerfällt, besteht kein eigentlicher Zusammenhang; manche Einzelheit wird nur verständlich, wenn Murgers „Scènes de la vie de Bohème“, denen der Text entnommen ist, dem Hörer bekannt sind; sogar eigentliche Ungeschicklichkeiten haben sich wie fast alle italienischen Operndichter, so auch die Librettisten Puccinis Illica und Giacosa, zuschulden kommen lassen; sie haben z. B. zu Beginn des letzten Aktes, wo man ein rasches Fortschreiten der Handlung erwartet, eine an sich recht lustige Milieuschilderung eingelegt, wie sie am

Anfang zur Einführung besser am Platz gewesen wäre. Aber für einen Komponisten von der Anlage Puccinis waren dies lauter Vorteile. Die spezifisch dramatische Musik ist nicht eigentlich seine Sache. Wenn er wichtig sein will, wird er leicht vulgär und konventionell. Aber wo die Handlung lyrisch wird, wo die Musik zarten Gefühlen Ausdruck zu geben hat, da weiß Puccini die ergreifendsten Töne anzuschlagen. Und dazu boten ihm nun vor allem die Liebeszenen der „Bohème“, die der Natur des Stoffes nach nichts mächtiges, heroisches annehmen durften, die beste Gelegenheit. Was Murgers „Scènes“ fehlt, die Poesie und das künstlerische Empfinden, das hat Puccinis Musik geschaffen; erst sie hat die „Bohème“ poetisch gemacht und erst sie hat über die Liebeszenen die zarte duftige Stimmung verbreitet, die anspruchsvollere Naturen an dem Originalromane so schmerzlich vermissen. Und der beste Operntext ist schließlich immer der, der der Musik noch etwas Neues, Selbständiges zu sagen läßt, bei dem erst die Musik die Poesie zu bringen hat.

Die Form ist die übliche modern italienische: ohne geschlossene Nummern, reich ausgearbeitete Orchestration mit Leitmotiven. Sie unterscheidet sich von dem Wagner Schema nur dadurch, daß sie die Handlung sich im ganzen und großen noch auf der Bühne und nicht im Orchester abspielen läßt: es wird also noch wirklich gesungen, die Künstler auf der Bühne haben nicht bloß eine Begleitungsstimme zum Orchester auszuführen. Auch hier hat sich der Text der „Bohème“ als sehr günstig erwiesen. Schmiegt sich die Musik jeder Einzelheit des Textes an, bringt sie statt großer abgerundeter Szenen bloß mosaikartig aneinander gefügte Stückchen, so ermüdet sie bei rasch wechselnder Handlung sehr leicht, wie es z. B. auch Puccinis später komponierte „Manon“ deutlich zeigt. Dadurch dagegen, daß in der „Bohème“ längere, behaglich ausgeführte Szenen vorliegen, ist auch der Musik Gelegenheit zu größern einheitlich gehaltenen Stücken

gegeben; manche dieser Szenen erinnern beinahe an die Nummern der alten Oper, hätten vielleicht übrigens noch gewonnen, wenn sie nach der frühern Art übersichtlicher und straffer gegliedert worden wären. Und was hat dann Puccini aus dieser Form gemacht! Wie hat er besonders die Leitmotive verwendet, die so leicht zu verstandesmäßigen Spielereien verführen! Nirgends mehr als hier hat sich Puccini als echter Musiker gezeigt; man muß es gehört haben, wie er das schöne Motiv der Mimi später zu den ergreifendsten Wirkungen zu benutzen gewußt hat. Wohl hat sich auch Puccini in den Szenen, in denen ihn die Forderungen des modernen Stiles zur Forcierung seines Talentes zwangen, nicht immer von grobem Lärm und unnötigen Häßlichkeiten frei gehalten; aber das versteht man ohne weiteres, daß sein Werk über Leoncavallos rohe und dick sentimentale Konkurrenzoper gleichen Titels definitiv den Sieg davongetragen hat.

Die Zürcher Aufführung war trefflich einstudiert und hatte etwas vom Charakter einer Premiere; stand auch nicht alles auf der gleichen Höhe, so sank doch nichts unter eine anständige Mittelmäßigkeit. Sie zeigte wieder, was sich alles aus unserem Opernpersonal machen ließe, wenn stets die Zeit zu genauer Einstudierung zur Verfügung stände. E. F.

Berner Stadttheater. Oper. Der Troubadour von G. Verdi. Mir scheint, dies war die beste Troubadour-Aufführung, die wir bis jetzt in Bern gesehen haben, vor allem durch die überaus günstige Besetzung des Grafen Luna durch Hrn. Rittmann, dessen volle, weiche Stimme, die doch des Marks nicht entbehrt, im Verein mit hinreichender Darstellungsgabe seine Rolle zu bester Wirkung brachte. Fräulein Englerth fehlt zu der Leonore die leichte, gleitende Beweglichkeit der Stimme. Um so mehr ist es anzuerkennen, wie sie doch ihre Aufgabe gesanglich wie darstellerisch bedeutend zu gestalten wußte. Vorzüglich im Spiel war Fr. v. Stäger als Azucena. Gesanglich hatte sie wohl recht

gute Momente, doch berührte das häufige Detonieren unangenehm. Herr Bleyden sang als Manrico manche Partien schön und fesselnd; doch darf er nicht vergessen, daß auch bei aller Kraftentfaltung Gesang immer noch Gesang bleiben soll. Die übrigen Rollen waren angemessen besetzt. Chor und Orchester hielten sich unter Kapellmeister Collins temperamentvoller Leitung gut. E. H.—n.

Zürcher Musikleben. Die letzten vierzehn Tage verliefen in musikalischer Hinsicht etwas ruhiger, als man um diese Jahreszeit hätte vermuten können; indessen, wie ein Blick in Zeitungen beweist: es ist Windstille vor dem Sturm. Jedermann beeilt sich mit Recht, noch vor Weihnachten den lange angehäuften Zündstoff künstlerischer Begeisterung zur Explosion zu bringen und so sind denn für die nächsten acht Tage bis jetzt zehn Konzerte — von ganz unbedeutenden abgesehen — angekündigt: „o du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit!“ Für heute wollen wir noch in Ruhe die guten und vollkommenen Gaben der jüngsten Vergangenheit genießen: Das Konzert des „Gemischten Chors Zürich“ vom 13. November und das IV. Abonnementskonzert vom 20. November, beide unter Volkmar Andreaes Leitung. Der Gemischte Chor hatte diesmal ein gänzlich modernes Gewand angelegt: Humperdinck, Brahms, R. Kraus, S. Wolf und unser Zürcher Ernst Isler standen auf dem Programm. Des erstern „Walfahrt nach Kevlaar“ — nach dem bekannten Heineschen Gedicht — ist eine feinsinnige Komposition, die in berechtigter Einfachheit doch dem tiefen Stimmungsgehalt der Dichtung vollauf gerecht wird. Auf das wunderbar innige „Ave Maria“ von Brahms folgte die berühmte sechszehnstimmige Hymne „Jakob, dein verlornen Sohn kehrt wieder“ von Rich. Strauß, ein Werk, das nicht nur die staunenswerte Kompositionstechnik seines Schöpfers, sondern ebenso sehr sein tiefes philosophisches Verständnis und seine hohe musikalische Erfindungsgabe beweist.

Ein besonders erfreuliches Ereignis war die Aufführung von Ernst Islers neuem Werk „Die Quelle“ (Gedicht von C. A. Tiedge) für Tenor-Solo, gemischten Chor und Orchester, das unter des Komponisten eigener Leitung einen schönen, wohlverdienten Erfolg errang. Isler zeigt sich hier durchaus als denkender Musiker, der die vollkommene Beherrschung der technischen Ausdrucksmittel in den Dienst echt künstlerischer, tiefer Empfindung zu stellen weiß. Seine „Quelle“ hat uns wiederum in der Überzeugung bestärkt, daß wir es in ihm nicht nur mit einem der strebsamsten, sondern auch der talentvollsten und am meisten ernst zu nehmenden Künstler der Schweiz zu tun haben. Der Rest des Konzertes war Werken von Hugo Wolf gewidmet. Neben vier Sololiedern („Mühevoll komm' ich und beladen“, „Führ' mich Kind, nach Bethlehem“, „Ach des Knaben Augen“, „Die ihr schwebet“) kommen „Elfenlied“ (aus Shakespeares Sommernachtstraum), „Feuerreiter“ (Mörke) und „Christnacht“ (Platen) zur Aufführung. Alle diese Werke atmen die für Wolf so charakteristische Stimmungssatttheit — am hervorragendsten allerdings die Lieder. — Die Vielseitigkeit Wolfscher Empfindung und Erfindung illustriert am besten der Kontrast zwischen dem fast zu wiegenliedhaften Elfenlied und dem in seiner wild-romantischen Schauerlichkeit und Lebendigkeit einzig dastehenden Feuerreiter. Die „Christnacht“ ihrerseits legt Zeugnis dafür ab, wie tief Wolf sowohl in den tiefen Reiz und Zauber der Weihnachtsidylle wie auch in die ungeheure, welthistorische Bedeutung der Geburtsstunde des Christentums eingedrungen war. Die Solisten waren unsere bereits längst geschätzte Altistin Fräulein Frieda Hegar, Fräulein Luise Wirz (Sopran), eine sehr sympathische und vielversprechende Anfängerin und Herr G. A. Walber (Tenor) aus Berlin, der mit seinem wunderbar musikalischen Vortrag sich speziell auch als ein hervorragender Wolfsänger erwies.

Das IV. Abonnementskonzert stand unter dem Zeichen des Violin-Genies Bronislaw Hubermann. Auf Schuberts ewig junge unvollendet-vollendete H-moll Symphonie folgte Beethovens Violinkonzert. Was noch mehr als die unübertreffliche technische Vollkommenheit des Geigers entzückte, war sein wundervoll durchgeistigter Vortrag; es ist, als ob das Instrument zu einem Organ des Körpers, oder noch besser der Seele, geworden ist, das nun widerstandslos den feinsten Regungen des künstlerischen Fühlens zu adäquatem Ausdruck verhilft. Die folgenden Solonummern „Souvenir d'un lieu cher“ von Tschairowsky und besonders „La ronde des lutins“ von A. Bazzini dienten mehr dem Zweck, das virtuose Können des Künstlers zu zeigen. Außer der schwungvoll vorgetragenen Holländerouvertüre brachte das Programm noch das Andantino aus dem selten gehörten Konzert für Flöte und Harfe von Mozart, das dank der trefflichen Leistungen unserer Tonhallemitglieder Oskar Köhler (Flöte) und Hugo Kunze (Harfe) zu einer neuen Offenbarung des unsterblichen, Mozartschen Genius wurde.

Den Liederabend des Baritonisten Heinrich Pestalozzi aus Berlin vom 22. November mußten wir uns leider entgehen lassen — wir können nur kurz berichten, daß der vortreffliche Kritiker der „Neuen Zürcher Zeitung“ sich in höchst anerkennender Weise über ihn ausspricht. —
W. H.

Berner Musikleben. II. Abonnements-Konzert. Aus der Zeit von 1686—1813 erhielten wir durch das Programm ein musikalisches Kulturbild, Kompositionen von B. Marcello, J. S. Bach, J. Haydn (Symphonie G-dur) und Grétry, in schönen stilgerechten Aufführungen. Darin ist Dr. Munzinger Meister: er vermag in der Wiedergabe der Werke stets ihren ideellen Gehalt herauszuschälen und in durchaus künstlerischer Weise Stil und Eigenart festzuhalten. Der Hörer wird in den Bann charakteristischer Stilausprägung gleich-

sam hineingezwungen, und zu einer — nicht vergleichenden, absoluten — Vertiefung in die Werke bestimmter Kunstepochen geführt. Und in dieser beidseitigen Hingabe an die Darstellung und das Erfassen der charakteristischen Wesenheit entsteht dann der vollständige, verstehende Genuß. — Vom technischen Standpunkte aus hätte ich mehr Präzision in der Ausführung gewünscht.

Der Solist des Abends war der Contrabassist E. Nanny. Soll man sich an einer Spezialität erfreuen, so muß sie tadellos sein. Dies war hier weder nach der technischen, noch nach der inhaltlichen Seite auch nur annähernd der Fall.

I. Soirée für Kammermusik. Das Streichquartett in C-dur von J. Haydn, sowie das B-dur-Trio von Beethoven sind alte, gute Bekannte. Die beiden Werke wurden in der schätzenswerten Weise der Herren Zahn, Beyer, Opel, Monhaupt und von Reding vorgeführt. Sehr dankbar begrüßte man die Erweiterung des Programmes durch eine Novität für Bern, Hans Hubers Sonate in D-dur für Klavier und Cello. Von dem viersätzigen Werke übte der dritte und vierte Teil die stärkste Wirkung auf mich aus. Zu bewundern ist bei Hans Huber eine Frische der Erfindung und ein besonderer Schwung der Durchführung und des Aufbaues. Frei von allem Konventionellen versteht es der Komponist, trotz aller rein menschlichen Gefühlswärme, seinen Erfindungen ein reines Gewand, eine durchaus künstlerische Form zu verleihen, so daß diese schöne, innige Verbindung von Formalem und Musikalischem interessierende und wohlthuende Eindrücke hervorruft. Die Durchführung seitens der Herren von Reding und Monhaupt war eindringlich und großartig.

E. H—n.

Literarische Gesellschaft Aarau. Diese rührige literarische Gesellschaft (Präsident: Dr. Max Widmann) veranstaltet auch diesen Winter wieder eine Serie von sechs großen Vorträgen. Bereits hat am 8. November der Luzerner Dichter und Gerichtspräsident Melchior Schür-

mann den Zyklus mit einem Luzerner Dichterabend eröffnet. Man schreibt uns darüber:

„Der Luzernische Gerichtspräsident Melchior Schürmann ist in weiteren Kreisen als Dichter nicht bekannt. Wer ihn aber an Zusammenkünften unserer schweizerischen Sängers schon aus seinem reichen Schatz alter Volkslieder hat vortragen hören, dem ist vielleicht eine Ahnung aufgestiegen, daß in dem gemüts-tiefen Sängers auch eine echte Poetenseele wohnt. Und das Experiment, Hrn. Schürmann, der am ersten Vortragsabend der Literarischen und Lesegesellschaft Aarau dieses Winters das Wort hatte, neben einer Blumenlese aus den Werken des Luzerner Volksdichters J. Roos auch Eigenes vortragen zu lassen, hat diese Erwartung erfüllt. In der von warmer poetischer Stimmung erfüllten Jugenderinnerung „Wie einischt d'Sämbacher Bäßgige verlore gangen ischt“ wies sich Schürmann als ein so begabter Dialekt-erzähler aus, daß man es bedauern würde, wenn die Amtsgeschäfte dem Luzerner Gerichtspräsidenten nicht sollten Zeit gelassen haben, mehr Derartiges zu schreiben. Vielleicht wäre aber in seinem Schreibe-tisch doch noch allerlei zu finden.

Von seinem Freunde Roos, dem seit zwanzig Jahren leider an Bett und Krankenstube gefesselten Dichter, gab der Vortragende ein mit Liebe gezeichnetes Lebensbild und las dann kürzere Prosa-stücke und Gedichte von Roos vor, aus denen ein urfrischer Quell von Gemüt und Herz, poetischer Darstellungskraft und schalkhaftem Humor zu den Zuhörern sprach. Eine reiche Skala von Tönen steht dem Luzernischen Dialektdichter zu Gebot, von der derb-urwüchsigem Schilderung politisierender Bauern bis zur feinsten Natur- und Seelenstimmung. Man freute sich, zu hören, daß der Verlag A. Francke in Bern eben eine Neuausgabe der Sammlung „No Fryobigs“, in der Roos' beste Sachen sich finden, vorbereitet.

Der Abend war von etwa 500 Zuhörern besucht und eröffnete aufs glück-

lichte die dieswinterliche Vortragsreihe der Literarischen und Lesegesellschaft Aarau.“

Auf diesen Vortrag folgen weiter in chronologischer Reihenfolge die Herren S. Zimmerli: Jörn Uhl und Hilligenlei, A. Frey: Kind und Kunst, E. v. Possart, der berühmte Münchner Rezitator und Intendant mit Rezitationen aus deutschen Klassikern, der Berner Rud. v. Tavel mit noch ungedruckten Dialektdichtungen, und den Schluß des Reigens bildet der Vortrag des Herrn Ober-richter D. Schibler, der über „Die Tat Tells in ethischer Beziehung“ referieren wird.

Wie man sieht, ein vielversprechendes und vielseitiges Programm. Der literarischen Gesellschaft Aarau, die sich um die Hebung des literarischen und künstlerischen Geschmacks in dieser Stadt bedeutende Verdienste erworben hat, wünschen wir zum Fortschreiten auf dieser Bahn alles Gute. S.

St. Gallen. Jubiläum der st. gallischen Kantonschule. Zur Feier des 50-jährigen Bestehens der st. gallischen Kantonschule veranstaltete diese am 20. Nov. im Stadttheater St. Gallen eine wohlgelungene Feier mit musikalischem und dramatischem Programm. Mozarts „Weihe des Gesanges“ für Männerchor und Orchesterbegleitung, Beethovens „Ruinen von Athen“ für Soli, Chor, Deklamation und Orchester und der erste Satz aus Mozarts D-dur-(Krönungs-)Konzert für Klavier mit Orchesterbegleitung waren die musikalischen Gaben die dramatischen bestanden in einem Spiel von Hans Sachs „Wie Gott der Herr Adam und Eva ihre Kinder segnet“ und in der Aufführung des III. Aktes aus Arnold Otts „Karl dem Kühnen“. Sowohl die köstliche, behagliche Naivität des zutraulich-lehrhaften Nürnberger Meisters als Otts Heraufbeschwörung vaterländischer Heldenzeit mit ihrer Schlachtenwucht und dem überbordenden urchigen Volksgefühl sprachen zum Herzen. Mit jugendlicher Lust wettete der Kampf des die Bühne

füllenden Kriegsvolkes über die Bühne und behagten sich die jungen Darsteller in der übermütigen Parodie, welche die Sieger in des Herzogs verlassenem Lager aufführen. Am Abend gab's noch einen Fackelzug der Schülerschaft und fröhliche Unterhaltung in einem Saal. Am 4. Januar werden die ehemaligen Schüler der Anstalt des Jubiläums der Kantonschule in einer besonderen festlichen Versammlung gedenken. F.

Luzern. Man geht nicht zu weit mit der Behauptung, gegenwärtig pulsiere ein kräftiges und gesundes Kunstleben in unserer Stadt. Soweit es sich um die Kunst vor der Öffentlichkeit handelt, bringt man hier der Musik wohl die meiste Sympathie entgegen. Das mag seinen zweifachen Grund haben. Einmal scheint der Luzerner von Natur schon musikalisch zu sein und sodann wird er hier geradezu zur Musik erzogen. Musikdirektor Fajbänder schlägt mit seinen Winterkonzerten durch. Sie finden allenthalben Anklang. Am 29. Oktober vereinigte Fajbänder noch einmal seine musikalische Gemeinde zu einem intimeren Musikabend, der II. Kammermusik im Monopolsaal. Auch dazu hatte sich wieder der Genfer Violinist Pollak gefunden. Am Piano saß wiederum Fajbänder selbst. Zum Eingang wählte man Beethoven, griff aber diesmal um eine Periode zurück und nahm die G-dur-Sonate (op. 30 Nr. 3). Ihr folgte die effektvolle D-moll-Suite (op. 34) von Bernard und zum Schluß eine Sonate in Es-dur (op. 18) von Richard Strauß. Auch diesmal bot die Kammermusik einen musikalischen Genuß seltener Art. Man bewundert Fajbänders meisterliche Spieltechnik, ist des Lobes voll über Pollaks Virtuosität auf der Geige und genießt mit Behaglichkeit das harmonische Zusammengehen der beiden Künstler.

Den Höhepunkt des musikalischen Lebens bildet hier jeweils die Serie der Abonnementskonzerte, mit denen am 19. November im „Union“ begonnen wurde. Die Darbietungen dieser Konzerte sind nur für musikalische Gemüter, es ist

durchweg schwierige Musik, die hier unter Faßbänders Leitung geboten wird. Mit wesentlich verstärktem Stadtorchester und unter Herbeiziehung der genialen Pianistin Norah Drewett aus Paris fand das erste dieser Abonnementskonzerte statt. Zum Eingang brachte man J. Rheinbergers Symphonisches Tongemälde für großes Orchester „Wallenstein“. Dieses ebenso schwierige als großartige Stück nahm den starkgefüllten Saal ganz in Bann. Die Norah Drewett gab sodann in Verbindung mit dem Orchester ein A-moll-Konzert (op. 54) von R. Schumann, das mit andauerndem Beifall aufgenommen wurde. Ein reizendes Orchesterstück von A. Borodin, „Steppenskitze“, folgte, worauf die Pariser Pianistin zwei Klaviersolostücke (Prélude von Huber und Caprice von Saint-Saëns) zum Vortrag brachte, die wiederum sehr beifällig von den Hörern aufgenommen wurden. Norah Drewett ist noch eine junge Künstlerin, die zu allem großen Können hin noch den seltenen Vorteil der natürlichen Kunst besitzt und auch nicht den geringsten Schein von Pose oder komplizierter Vortragsweise ahnen läßt. Ihre Kunst ist so recht modern im vernünftigen Sinne, d. h. frei von allem traditionellen Nimbus. — Die Brahms'sche „Akademische Fest-Duvertüre“ bildete den Schluß dieses Musikabends, der bei allen Musikliebhabern in gutem Andenken bleiben wird.

Anfangs Dezember gedenkt der Konzertverein ein Künstlerkonzert und die Johannes-Passion von Bach zu geben.

Eine andere Seite des musikalischen Lebens in Luzern ist die Oper. Als von besonderer musikalischer Bedeutung ist hier einzig Verdis „Troubadour“ zu erwähnen, der am 28. Oktober zum erstenmal aufgeführt wurde. Man konnte die Aufführung eine gelungene nennen und wenn man in gesanglicher Hinsicht noch etwelche Wünsche hatte, so mußte man eben mit den bestehenden Verhältnissen rechnen. Für unser Theater kann die Aufführung immerhin als eine Glanzleistung angesehen werden. — Von mehr musikalisch-

theatralischer Bedeutung ist der am 4. November gut gegebene „Freischütz“ und der am 14. November aufgeführte, aber leider etwas fehlgeratene „Zar und Zimmermann“. Man muß es aufrichtig bedauern, daß Indispositionen auch bei der zweiten Aufführung dieser Oper keine künstlerischen Erfolge aufkommen ließen. — Schließlich wäre noch der „Boccaccio“ zu erwähnen, den man schon am 26. Oktober zum erstenmal hier gab.

Im Schauspiel gab Direktor Eichler „Die Ahnfrau“ und zur Feier von Schillers Geburtstag am 7. November „Die Räuber“. Einem literarischen Publikum zuliebe kam auch Heinz Tovote mit seinem Junggesellendrama „Ich lasse Dich nicht“ zum Wort, am 16. November auch Sudermann wieder einmal, indem „Johannisfeuer“ in einer glatten, geschmackvoll angelegten und gut durchgeführten Aufführung gegeben wurde. — Das Luzerner Stadttheater befindet sich zurzeit auf einem künstlerischen Niveau, das in keinem Vergleiche mehr zu den etwas kleinen äußeren Verhältnissen steht. Man kann schon sagen, es stehe am Scheideweg: Entweder greift die Stadt ein, dann wird es sich zu unserer Freude und zur Genugtuung aller Kunst- und Theaterliebhaber weiter entwickeln und schöne Früchte zeitigen; oder die Stadt sieht zu, dann könnten wir es am Ende erleben, daß wir wieder in die Verhältnisse des kleinen Theaters zurückfallen, und das wäre bedauerlich. Direktor Eichler hat gezeigt, was sich machen läßt, wenn man Sinn für Kunst und gesunden Idealismus hat. Es liegt an der Stadt Luzern selber, die nun gegebene Möglichkeit zu einem dauernd guten Theater zu benützen.

G. L.

Im Zürcher Künstlerhaus herrschte den November über die Landschaft, bis dann gegen Schluß der Serie hin das Figurenbild einbrach, nur in einem Exemplar; aber das eine war ein Löwe und verschlang das übrige. Den Vorderaal hatte man dem Zürcher Aquarellisten

Leonhard Steiner, der in diesem Novembermonat seinen 70. Geburtstag beging, eingeräumt für eine Vorführung von 40 Aquarellen. Der Fleiß, der in diesen Arbeiten steckt, ist sehr rühmlich, der Wille, „der Natur immer näher zu kommen und ihre erhabensten wie ihre intimsten Schönheiten möglichst getreu wiederzugeben“ — so steht's in einer kleinen Autobiographie Steiners, die dem Katalog beige druckt war — dieser Wille ist gleichfalls über alles Lob erhaben. Wenn das Können mit dem Wollen nicht Schritt hält, so hat man hiefür ein trostreiches lateinisches Sprichwort. Und schließlich: auch in der Aquarellmalerei gibt es eben einen altmodischen und einen anderen Stil. Die Sachen Steiners dienen dem erstern. Der gefährlichste Feind dieser Aquarelle waren übrigens die — Rahmen. Sie wetteiferten glücklich mit der gediegenen Pracht der Photochrom-Rahmen. Das genügt.

Im Oberlichtsaal sah man einen sehr erfreulichen Nachlaß: den des bekannten Landschafters Joh. Gottfr. Steffan, eines Zürchers (Wädenswil) von Geburt, der im 18. Jahr nach München gekommen war und von dort nicht mehr wegtam, außer für seine Studienreisen. Die Gemälde Steffans zeigen fast durchgehend einen glücklichen, ja großen Wurf in der Komposition, haben aber in der Ausführung etwas Sauciges, Glattes, künstlich Arrangiertes und Beleuchtetes. Die Natur macht im Atelier des Künstlers Toilette. Eines seiner Hauptmotive kennt alle Welt: den reißenden Bergbach zwischen Felsblöcken, spärliche Tannen an den Ufern, ein unlustiger, stürmischer Himmel darüber. Zu meinen frühesten Bilderinnerungen des Mutterhauses gehört ein Stahlstich nach einem Steffan'schen Gebirgsbach in den bayerischen Alpen. — Die fertigen Bilder waren nun durchaus nicht das, was diese Nachlaßausstellung — im Sommer 1905 war Steffan fast 90jährig verstorben — zu einem so feinen, stillen Genuß machte. Sie waren auch nur in kleiner Zahl vorhanden und in der Mehrzahl bloß hergeliehen aus privatem und öffent-

lichem Besitz. Entscheidend für die künstlerische Höhe dieses Nachlasses waren die Studien, rund 80 an der Zahl. Hier ließ sich nun ermessen, was für ein Künstler J. G. Steffan gewesen ist. Das war fast ausnahmslos so frisch, so sicher und dabei so fein beobachtet und hingeschrieben, daß man seine helle Freude haben mußte. Der Vergleich klingt trivial: aber wie warme Semmeln gingen diese Studien ab. Über fünfzig fanden ihre Liebhaber. Auch die Kunstgesellschaft hat sich sofort für die Gemäldesammlung einige gesichert. Eine ansehnliche Zahl der Studien bezog sich auf schweizerische Landschaften. Am Walensee war es Steffan immer besonders wohl, er fand da prächtige malerische Ansbeute. Das Künstlerische in den Arbeiten erhellt schon daraus, wie Steffan auch dem einfachsten Vorwurf seinen spezifischen Charakter und Reiz abzugewinnen verstand. Entzückt hat namentlich die Delikatesse der Luftbehandlung. Und wie lebendig waren die Seebilder (namentlich vom Starnbergersee). Licht und Luft liegt über diesen Studien, und die Farbe hat nichts von dem glatt konventionellen, das sich dann in die Bilder vielfach eingeschlichen hat. Auch Andere haben das erlebt. Von Frölicher z. B. wäre ähnliches zu sagen, wenn freilich nicht in diesem Grade. Zwischen Studie und Bild ist eben der Weg vielfach ebenso unsicher und schicksalsvoll wie zwischen Mund und Kelchrand. Mit diesen Studien bleibt J. G. Steffan in unserer Erinnerung als einer unserer besten Landschaftler, wert, neben Stäbli und Frölicher genannt zu werden.

In diese Versammlung von Landschaftsbildern trat dann unverhofft wie das Mädchen aus der Fremde ein Bild Albert Weltis, sein jüngstes, das Resultat langsamer, gewissenhafter Arbeit, ein völlig ausgereiftes Produkt künstlerischer Inspiration und Intelligenz. Der „Auszug der Penaten“ betitelt es sich; Gottfried Keller hat am Schluß seines „Poeten-todes“ das prachtvoll Thema angeschlagen, Welti hat es übernommen, weitergesponnen als Künstler, das Dichterwort in reine

Bildwerte verwandelt. Die Strophen Kellers hat er zu einem Bierzeiler eigener Faktur destilliert und diesen auf den Rahmen gesetzt. Für das Inhaltliche sei auf die jüngste Nummer des „Kunstwart“ verwiesen, wo sich ein sorgfältiger Kupferdruck des Gemäldes befindet. Die ästhetische Wirkung beruht in erster Linie auf der wunderherrlichen, wahrhaft erleuchtenden farbigen Kontrastierung von Unterbühne und Oberbühne. Das irdisch Bedingte spielt sich vorn und auf der Treppe ab; oben auf der eigenartigen, von dem verstorbenen Poeten als Schlafgemach benutzten Diele hebt dann der Farbenjubiläum an: denn die dort schreiten, sind Genien, weibliche Gestalten, die das Leben des Heimgegangenen in Lust und Leid, in Jubel und Trauer reich und selig gemacht haben und nun als vornehmstes Leichen-

geleite ihm zu folgen sich anschicken; denn sie verkörpern in sich das Höchste und Reinste, das Tiefste und Menschlichste dieses zu Ende gelangten langen Lebens. Die Phantasie, die Welt in den Gewändern und dem Schmuck dieser Frauen, wie in den Gefäßen, die sie tragen, entfaltet, ist von einer märchenhaft berückenden und beglückenden Herrlichkeit.

Man steht lange, lange vor diesem Bilde. Eine Künstlervision von echter, innerster Prägung hat hier Gestalt gewonnen. Als würde unser Tagwerks-Dasein licht, farbig, festlich gemacht. . . . Denn schließlich auch uns, nicht nur dem Poeten, singt das Leben die rauschende, herauschende Symphonie in Dur und Moll, und wir verehren in stillem Dank und jauchzendem Lobpreisen das heilige Leben.

H. T.

Literatur und Kunst des Auslandes

Felix Draeseke, der als tiefeindringender und eigenartiger Komponist noch viel zu wenig geschätzt wird, beging am 11. Nov. das Jubiläum seiner fünfzigjährigen Künstlerschaft. Als Liederkomponist hat er sich als ein jeder Sensation abholdender Künstler von starker Empfindung gezeigt. Doch liegt seine eigentliche Begabung auf dem Gebiet des mehr großzügigen Schaffens von Klavier- und Kammermusikkompositionen, sowie von Chor- und Orchesterwerken. Darunter sind besonders hervorzuheben das namentlich an Einzelschönheiten reiche *Mysterium* in einem Vorspiel und drei Akten „Christus“, die tragische *Symphonie* und die *Fis-moll-Messe*.

Münchener Theater. Im Schauspielhaus errang die Uraufführung der dreiaktigen Komödie „Mandragola“ von Paul Eger einen ziemlich starken Erfolg. Das Stück ist in vollkommen freier, für die moderne Bühne passender Weise nach

der gleichnamigen Satire von Macchiavelli gearbeitet und wirkte hauptsächlich durch die hinter einem blumigen Gerank harmlos heiterer Verse versteckte Lusternheit und die komische Handlung von dem durch die „Mandragola“ (Kinderspendender Zaubersaft) betrogenen Greis. Auch die vortreffliche Inszenierung durch Direktor Stollberg trug viel zum Erfolg bei.

Die Uraufführung des historischen Charakterstückes „Hohenstaufe und Wittelsbach“ von Dr. Menrad im Volkstheater dagegen kann nur als weiterer Beitrag zu der großen Kategorie von Lesedramen, von dialogisierten Historien in Betracht kommen.

F. P. J.

Gerhart Hauptmann. Das Drama „Gabriel Schillings Flucht“, dessen Uraufführung vom Berliner Lessingtheater bereits angekündigt war, ist vom Dichter vorläufig zurückgezogen worden. Dafür hat er Direktor Brahm die wenig ältere